



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 2, Jahrgang 1997

Herausgeber:
Zabergäuverein, Sitz Güglingen

Im September 1997 binden wir die Hefte der
Jahrgänge 1994 bis 1996.
Der Preis beträgt 30,- DM.
Dem Band wird ein Inhaltsverzeichnis beigegeben.

Bitte schicken Sie Ihre Hefte ein, damit Sie wiederum ein
ansprechend gebundenes Heimatbuch erhalten.

GEORGM KOHL
Informationsverarbeitung und Druck ■

Georg Kohl GmbH + Co
Georg-Kohl-Straße 42
74336 Brackenheim

Romanische Kunst im Zabergäu

von Wolf Eiermann

Vorbemerkung

Das Zabergäu ist durch die Publikationen des Zabergäuvereins sowie einzelner Forscher für die hier angesprochene Epoche historisch ausführlich dargestellt worden. Wozu dann eine erneute Begehung aus kunsthistorischer Sicht? Für die Kunstgeschichte tritt als weiteres Faktum neben die diesen Forschungen zugrundeliegenden historischen Urkunden vor allem der optische Bestand, die sogenannten steinernen Urkunden. Sie sind es, die die historischen Angaben neu bewerten und in ihrer Aussagekraft in Frage stellen können. Doch ändert dies nichts am Schrifturkundenbestand an sich, dieser bleibt weiterhin eine Basis für den wissenschaftlichen Ansatz. Deshalb sei hier auf die grundlegenden Veröffentlichungen zur Geschichte des Zabergäus insofern verwiesen. Der folgende Beitrag soll dem (einstigen) optischen Dingbestand nachgehen – eine unterschiedliche Bewertung ergibt sich für den Heimatkundigen dann von selbst.

„Romanische Kunst im Zabergäu“ ist dabei keine ausschließlich kunsthistorische, sondern auch eine kulturgeschichtliche Exkursion in die Vergangenheit.

Das Zabergäu ist topographisch von Strom- und Heuchelberg umgeben, traditionell zählt aber auch Bönningheim und der Neckarbereich um Lauffen zur Gaugrafschaft. Die Gaugrafen, deren Amt und Titel noch nicht erblich war, hatten Lauffen zu ihrem (zeitweiligen) Sitz bestimmt. Die Gaugrafschaft gehörte seit den Siegen über die Alamannen 496 und 746 n. Chr. zum Herzogtum Franken. Da dieses Herzogtum unter den Staufern in Personalunion mit dem Herzogtum Schwaben, dem Stammland, regiert wurde, von jenem aber bedeutende Teile den Zähringern und Welfen unterstanden, scheinen die Grenzen der alten Herzogtümer fließend geworden zu sein. Dies wird deutlich in jener Verleihung der Gerichtshoheit über das Herzogtum Franken im Jahre 1168 an den Bischof von Würzburg durch Kaiser Barbarossa. Nach dem Untergang des staufischen Kaiserhauses beanspruchen die Würzburger Bischöfe in Ausdehnung (und nachträglicher Fälschung) dieser Urkunde sogar den Herzogtitel

und die Herzogmacht in Franken – allerdings mit Zielrichtung Osten. Inwieweit auch im Westen ein Anspruch der Würzburger Fürstbischöfe als Herzöge von Franken erhoben wurde, ist nicht bekannt. Das Zabergäu gelangt dagegen im Jahre 1500 in den Reichskreis Schwaben.

Besiedlung im hohen Mittelalter

Leider finden sich zwar frühe Ortsnachrichten von Ansiedlungen, sog. Huben und Mansen, jedoch nicht der Straßen- oder Wegezusammenhang. Erst in einer der ersten europäischen Straßenkarten, dem *Itinerarum Orbis Christiani*, Karte Schwaben, um 1570 erkennen wir, daß das Zabergäu von einer wichtigen Fernstraße durchquert wurde. Zwar liegen Jahrhunderte zwischen dem 16. und dem 12. Jahrhundert, doch ist solch ein Straßensystem aufgrund seiner Ausrichtung an natürlichen Begebenheiten meist erstaunlich alt. Dabei dürfen allerdings für das hohe Mittelalter nicht die hervorragenden Straßensysteme der Römer zum Vergleich herangezogen werden. Diese Heerstraßen folgten oft aus strategischen Gründen den Höhenzügen und überwandten mit Hohlgräben Erhöhungen. Die Wege des hohen Mittelalters folgten dagegen den Flußläufen, ein Transport über die Wasserstraßen war kostengünstiger als der Bau von Straßen querfeldein. Alle bedeutenden Orte des frühen Mittelalters lagen an den Flüssen, auch wenn diese nur nach der Schneeschmelze mit Flößen befahrbar waren.

Das *Itinerarum der Christlichen Welt* zeigt nun die alte Reichsstraße Speyer-Cannstatt-Augsburg, an die das Kloster Maulbronn im Jahre 1147 verlegt wurde. Eine jüngere Straße ging über Frankfurt-Cannstatt-Augsburg. Die Karte zeigt, daß sie Binnichheim (Bönnigheim) passierte. Ihr weiterer Verlauf im Zabergäu ist aber nicht klar. Da bis zur Gründung und Stadterhebung von Brackenheim Meimsheim der führende Ort im Zabergäu war, ist die Route Meimsheim-Hörnle-Neipperg-Heuchelberg-Niederhofen-Leinburg-Eppingen denkbar. Sie folgt bis zum Heuchelberg dem natürlichen Talverlauf und überwindet den Heuchelberg hinter Neipperg langsam ansteigend, im Gegenzug der Abstieg bei Niederhofen. Warum ist die Frage des Wegeverlaufes kulturgeschichtlich so wichtig? Weil dies z. B. eine Erklärung für die Lage der Burg Neipperg sein kann, die damit keineswegs in einem unwichtigen Seitental, sondern direkt zur Bewachung der Reichsstraße angelegt worden sein kann. Die Forschung zu den Burgen der Stauerzeit hat insbesondere durch Forschungen zu Tirol ganz neue Aspekte hinsichtlich deren geographischer Lage erbracht.¹

Nach der Gründung und dem schnellen Aufschwung von Brackenheim ab dem Ende des 13. Jahrhunderts war diese alte Route für den Fernverkehr, der natürlich über den neuen Weinhandelsort führte, aufgrund der Überwindung weiterer Höhen unpraktisch geworden. Zwar wurde der Wein nicht in Fässern, sondern in Schläuchen transportiert, doch verlangte jeder Höhenzug das Vorspannen zusätzlichen Zugviehs. Eine neue Route über Haberschlacht, mit der Steigung in der Hohle, ist wahrscheinlicher. Möglicherweise führte diese Planung auch erst zur Gründung von Haberschlacht und seiner befestigten Kirche, deren Turm nicht vor dem 14. Jahrhundert datiert werden kann.² Entlang der Zaber gab es sicher eine Verbindung von Meimsheim, später von Bracken-

heim, zur südlicheren Reichsstraße bei Maulbronn. Hier entlang erhoben sich als einzige steinerne Wegweiser – neben wenigen Kirchtürmen wie der von Frauenzimmern – die Burgen von Blankenhorn, Sternenfels und vielleicht schon die Ochsenburg.

Über seine praktische Funktion als Bergeort hinaus war der „Turm“ auch ein Zeichen der Herrschaft und vor allem das Kennzeichen adeligen Standes. Selbst wo es nichts zu bergen oder zu verteidigen gab, war der Turm als Zeichen der Stellung einer Familie unerlässlich. Zahlreiche Geschlechtertürme gab es auch in den Städten, etwa der Nassauer Turm in Nürnberg. Der bereits im 13. Jahrhundert im Zabergäu genannte Dienst- oder Niederadel, etwa der Cleen (Klenner) von Cleebronn, hatte bezeichnenderweise zwar auch Steinhäuser inne, jedoch im Gegensatz zum hohen Adel keine mit Türmen. Der Turm scheint die eindeutige optische Demonstration der Herrschaft gewesen zu sein. Im Zabergäu fiel deshalb die territoriale Zersplitterung dem Zeitgenossen sofort ins Auge.

Romanik

Der Begriff „Romanik“ von de Gerville stammt aus dem Jahre 1820 und umfaßt in Deutschland einen bestimmten Stil, der von ca. 1000 bis 1250 n. Chr. vorherrscht. Er ist ein Kunstbegriff, der ursprünglich die Wiege dieses Stils in den romanisch-sprachigen Ländern sah, was durch die Forschungen zur rechtsrheinischen karolingischen Kunst und den Bauten des salischen Herrscherhauses in Mitteldeutschland, wenn nicht widerlegt, so doch relativiert ist.³ Das frühe Mittelalter, also von der Eroberung Roms durch die Goten bis hin zur Kaiserkrönung Karls in Aachen im Jahre 800 n. Chr., kennt im Abendland aber nur *eine* kulturelle Metropole: Byzanz. Byzanz / Konstantinopel war nicht nur der Sitz des Kaisers der oströmischen Reichshälfte sondern auch Sitz eines Patriarchen, dessen Einfluß bis zur Trennung von der weströmischen Kirche den des Papstes überwog. Die Kaiserpaläste, die Hagia Sophia, das Hippodrom und die unzähligen Kirchen und Klöster waren für lange Zeit Vorbild für die westeuropäische Architektur. Die von den byzantinischen Architekten errichteten Zentral-Kuppelkirchen führten in Verschmelzung mit der Langhausbasilika z.B. entwicklungsgeschichtlich zur Vierungskuppel unserer romanischen Kirchen. Auf Turmchoranlagen übertragen bedeutet dies, daß der Turm oft die Pendentivkuppel einer byzantinischen Kirche nachahmt. Erkennbar ist dies am Wechsel des Turmgrundrisses vom Viereck zum Achteck oder Vieleck. Die Pfalzkapelle in Aachen, errichtet unter Kaiser Karl I. um 800 n. Chr., war dafür das früheste Beispiel in Deutschland. Der äußere Aufbau ist noch lange nachgeahmt worden, noch im Oktogon des sog. Pfarrturms des Frankfurter Domes (der späteren Krönungsstätte), erbaut ab 1497, finden sich Reminiszenzen an einen byzantinischen zentralen Kuppelbau. Die Herleitung solcher Turmlösungen, wie etwa bei St. Johannis vor Brackenheim, aus dem byzantinischen Kulturkreis, liegt auch deshalb nahe, weil diese Turmchöre ursprünglich auch als Zentralraum genutzt wurden: dort stand der Taufstein. Johannes der Täufer, dem die Kirche in Brackenheim geweiht war, deutet auf den ursprünglichen Zweck der Kirche als Taufkirche.

Während die oströmischen Kaiser auf antiker Substanz aufbauten, orientierte sich das fränkische Kaiserreich an vermeintlich „römischem“. Der für die Pfalzkapelle in Aachen dabei vorbildliche Sakralbau stand nicht in Rom sondern in Ravenna und war keineswegs „romanus“, sondern die frühbyzantinische Kirche San Vitalis, um 540 errichtet.

Der Machtverfall des byzantinischen Reiches wurde im Westen erst durch den Verlust des Heiligen Landes im Jahre 1085 deutlich. Bis dato waren zahlreiche Pilger via Italien unbehelligt zu den heiligen Stätten gelangt, die zum oströmischen Reich gehörten. Die islamische Bedrohung weniger des christlichen Byzantinischen Reiches als des Heiligen Landes führte zu jenen Kreuzzügen zwischen 1096 und 1189, in deren Verlauf u. a. der deutsche Kaiser Barbarossa und zahlreiche deutsche Ritter ums Leben kamen. Jener Barbarossa, der als Herzog von Franken auch über das Zabergäu regierte. Nahezu zeitgleich mit der Ohnmacht des Byzantinischen Reiches trat eine Kriegerkultur aus dem hohen Norden im Mittelmeer in Erscheinung, die völlig andere Kulturformen mit sich brachte: die Normannen. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation hat insbesondere unter Kaiser Friedrich II. und seinem Sohn, König Heinrich, von der Vermischung dieser Kulturen profitiert. Aus dem byzantinischen Kulturkreis stammen Kaiserkult, Zeremoniell, weltliche Prachtentfaltung und Stadtkultur, aber auch die monastische und Eremiten-Bewegung. Aus dem islamisch-arabischen Kulturkreis, der insbesondere in Sizilien und Spanien lebendig war, kamen Mathematik/Logik und nicht zuletzt rastloses Nomadenleben mit Zeltlagern und der Kultur des Mobilien. Die Normannen lieferten vor allem den Burgenbau, gemeinsam mit den germanischen Stämmen war ihr Vorbild auch der ritterliche Held, später der *miles christianus*.

Neben diesen weltlichen Kulturkreisen ist auch ein Blick auf die geistige Verfassung zu werfen. Im Werk des Kirchenvaters Augustinus über den Gottesstaat ist „ordo“ einer der Schlüsselbegriffe. Der Einfluß dieses Werkes auf das Mittelalter war enorm. „Ordo“ ist dabei die Zusammenstellung gleicher und ungleicher Dinge durch Zuweisung des einem jeden zukommenden Standortes. Die Welt bestand zwar aus heterogenen Elementen, war aber als Ganzes, als Gottesstaat, geordnet. Eine Bestätigung dieser Anschauung liefert das Buch der Weisheit in der Bibel (12,20): „*omnia in mensura, et numero et pondere disposuisti*“ (Du hast alles nach Zahl, Maß und Gewicht gemacht).

Ausfluß dieses Weltbildes ist z. B. die Arithmetik in der Architektur wie auch die Ständegesellschaft mit dem König an der Spitze der Hierarchie. Jedem einzelnen Teil wurde ein Platz im Ganzen zugewiesen. So folgt das Schema einer romanischen Kirche im Idealfall dem sog. „Gebundenen System“. Das Vierungsquadrat ist das Modul, nach dessen Maßen sich alle Joche und Maße innerhalb einer Kirche richten. Arithmetische Genauigkeit ist heute bei Bauwerken selbstverständlich, sie war aber im Nordeuropa nach der Völkerwanderungszeit etwas revolutionäres.

Ebenso selbstverständlich ist heute das Errichten von Gebäuden aus Stein. Dabei ist der zugrundeliegende Quaderbau wiederum nur nach genauer Berechnung und bei Exaktheit des Steinschnitts möglich. Eine regelmäßige Mauer bedingt wiederum den Quaderbau, ein Kirchenschiff braucht feste Mauern (Erst die Entdeckung des Skelettbaus in der Gotik verdrängt die Massivausführung).

Auch hier müssen wir uns vom heutigen Standard hin zur historischen Ausgangssituation bewegen, um die Kunst der Romanik zu begreifen. Die „Mauer“ war über das rein Funktionale hinaus ein Bedeutungsträger. Ihr metaphorischer Zweck wird z. B. beim mittelalterlichen Bildtypus des „hortus conclusus“ (geschlossener Garten) oder des „Clastrum“ eines Klosters deutlich: Mauer symbolisiert Geborgenheit, Schutz und Sicherheit. Sie hat auch etwas geweihtes. Die Gottesäcker werden durch Mauern zu Fried-Höfen.

Keine andere Kunstgattung konnte „ordo“ so gut ins Optische übersetzen wie die Architektur. Die deutschen Kaiserdome, etwa in Speyer und Worms, sind Meisterwerke der Klarheit. Dabei ist aber in romanischen Kirchen auch der Gegenpol, die sich dem Rationalen entziehende Welt zu finden: Die plastischen Elemente wie wildverschlungene Kapitelle und Bestiensäulen künden von einer Welt, die zwar gebannt ist (sie können nicht ausbrechen), die aber ebenso Bestandteil dieser Welt sind. Ordo ist, wie gesagt, die Zusammenstellung gleicher und ungleicher Dinge. Skulptur war noch keine Freiskulptur. Sie entwickelte sich auch im Figürlichen erst langsam aus zwei verschiedenen Quellen: Der Treibarbeit des Goldschmieds (vgl. die Bucheinbände) und dem mythologisch-ornamentalen Relief der Bauplastik. Tierfiguren und die Darstellung der Heiligen gehen dabei getrennte Wege. Während sich über die Bildhauer-Kruzifixe der Körper der realen menschlichen Figur nähert, bleiben die Tierfiguren noch mehr dem Ausdruckhaften, Symbolischen verhaftet. Hinter dem Sichtbaren steht stets auch das Unsichtbare. Es ist der Gegenpol zum Realistischen und kommt besonders bei den christlichen Tiersymbolen zum Ausdruck. Ihre Welt ist irrational. Mischwesen, etwa ein Mensch mit Drachenleib, sind deshalb nicht selten, denn auch der Mensch teilt sich in Sichtbares und nicht Sichtbares. Dagegen zeugen die realistischen Heiligenfiguren von der Präsenz, von der beobachtenden Anwesenheit des Heiligen. Ausdrucksstark sind in jedem Fall die großen Augen romanischer Figuren: sie sehen nicht nur den Betrachter sondern blicken auch tief in sein Inneres, sehen das Unsichtbare.

Während man im Kirchenbau gemäß den byzantinischen Vorbildern bald einem klaren System folgte, galt das für die profane Architektur noch lange nicht. Ausdruck höherer Profanarchitektur war der unter den Staufern gewaltig aufblühende Burgenbau. Kern einer jeden Burg ist nicht der Palas, sondern der Turm. Zu einer Trennung zwischen Palas und Turm ist es früh an den Königspfalzen gekommen. Während die Fürstenhöfe folgten, konnte der übrige Hochadel sich eine solch aufwendige Bauweise erst später in gotischen Formen leisten. Dabei ist es interessant, einmal die Wohnsituation der Fürsten zu bedenken. Zwar ist der Palas, etwa der der Wartburg in Thüringen, repräsentativster Ort, doch galt es keineswegs unstandesgemäß, wenn deutsche Könige schliefen in einem Wohnturm untergebracht waren. Im normannisch-französischen Bereich war der Typus des „Donjon“ führend, noch die Burgen Kaiser Friedrichs II. vereinen Turm und Palas. Dazu tritt eine wichtige historische Tatsache: Deutsche Kaiser, Könige und Fürsten bereisten ihr Reich mit Ausnahme der Wintermonate. Da zum einen nicht immer eine aufwendige Pfalzanlage oder ein Kloster als Herberge zur Verfügung stand, andererseits aber stets die Gefahr von Überfällen bestand, war der Bau eines Turmes mit umfriedetem Zeltplatz die erste Keimzelle größerer Burganlagen.

Die politische Situation war auch in der vielgerühmten Hohenstaufferzeit keineswegs sicher. Nahezu jeder Kronprätendent hatte einen Gegenkandidaten, der zuerst besiegt werden mußte. Und während man das Heilige Land befreien wollte, drangen die Mongolen ins Reich ein und besiegten die deutschen Ritter in der Schlacht von Wahlstatt 1241 vernichtend. Dazu traten die Fehden unter den einzelnen Adelsfamilien, die bei jedem Interregnum sofort wieder aufflackerten. Gefahr und Tod lauerten außerhalb der schützenden Mauer, außerhalb des Tores. Im diesseitigen Leben galt es deshalb, Vorsorge für das Jenseits zu treffen. Gemäß den Offenbarungen des Johannes erwartete den Verstorbenen nach dem Tod das jüngste Gericht. Jüngst hat eine Ausstellung zu diesem Thema in Köln die Vorstellungen der Menschen zu diesem Thema offen gelegt.⁴ Danach werden nicht nur die guten gegen die schlechten Taten aufgewogen. Je nach Auslegung der Bibel, erwartet den Sünder auch das Fegefeuer oder eine Wartezeit in der Vorhölle, bevor er von den Engeln in den Himmel geleitet wird. Die Schwere seiner weltlichen Vergehen bestimmt den Aufenthaltsort im Jenseits. Seine Fürsprecher sind die Heiligen. Viele romanische Kunstwerke verdanken dieser Vorstellung von Tod und Weltgericht ihre Entstehung: Sie sind Stiftungen und damit Obligationen für den Himmel. Dazu zählen Stiftungen, Kirchen, Klöster, Reliquien (Altäre) und liturgische Geräte verkünden ein: *Betet für mich!* Der Stifter ist stets genau bekannt und will mit dargestellt werden. Totenschilder, Wappenfenster und Epitaphien zeigen die Stifter an. Dazu werden zugunsten der Verstorbenen Totenmessen gelesen. Eine Trennung zwischen Grabeskunst und Sakralkunst gab es im hohen Mittelalter noch nicht. Selbstverständlich wurden die Verstorbenen in jenen Kapellen oder gar Kirchen beigesetzt, deren Bau sie ermöglicht hatten. Deshalb finden sich viele Stiftergräber noch inmitten der Kirche, ja manche Kirchen glichen eher Grabstätten denn Gottesdienstorten. Die heutige kahle, purifizierte Ausstattung etwa der Johanniskirche vor Brackenheim, ist untypisch. Der heutige Zustand geht teils auf die Reformation mit ihrem Bildersturm, teils auf puristische Gedanken zurück. Die in der Johanniskirche befindlichen zahlreichen Gedenksteine wurden z. B. im letzten Jahrhundert aus der Kirche verbracht und zum Kanalbau verwendet.

Ideale des Mittelalters

Während wir über die mittelalterliche Volkskultur und ihres Weltverständnisses mangels Schrifturkunden und Bildmaterial nur spärlich unterrichtet sind,⁵ treten die Ideale der damaligen hohen Gesellschaft dank ihrer sich in vielen Gattungen niederschlagenden kulturellen Ausdrucksformen klarer zu Tage.

Eines der Ideale dieser Zeit war „*der Held*“. Er ist der Ausdruck der „*vita activa*“ und damit Gegenpol zur „*vita contemplativa*“, das „*der gelehrte Heilige*“ verkörpert. Wir finden die Darstellung dieser Ideale recht häufig. Dabei ist der Held ein edler Ritter, der seine Fähigkeiten dem Dienst des Christentums gewidmet hat. Er ist ein „*miles christianus*“. Seine Vorbilder sind „*Die neun Helden*“, eine häufig dargestellte Gruppe, zu denen u. a. Gottfried von Bouillon, der Anführer des ersten Kreuzzuges, gehört. Die Welt des Helden schlägt sich in bestimmten Kunstwerken augenfällig nieder: Burgenbau, Kampfdarstellungen auf Wandteppichen, Waffenzierden, Turnierdarstellungen etc.

Auch die Welt des *gelehrten Heiligen* wurde häufig umrissen. Sei es der Heilige Hieronymus, der in seiner Schreibklausur die wilde Macht, den Löwen, beschäftigt, oder all die anderen Kirchenväter, Apostel, Propheten, deren Bildnisse die Kirchen und die Buchmalerei schmücken. Direkten Zugang zur „*vita contemplativa*“ erhält man durch Eintritt in ein Kloster. Mönch und Nonne sind die „Helden“ des geistigen Lebens. Ihre Welt zeigt sich in den herrlichen romanischen Klosteranlagen, der Buchkunst und den vielen kunsthandwerklichen Produkten der Klosterwerkstätten, wie z. B. Leuchter, Aquamanile etc.

Zu diesen Idealen tritt parallel zum kulturellen Aufstieg der Ritterklasse ein weiteres: die *Minne*. Dabei ist sie eine zeitlang mit erotischem Unterton gesehen worden. Doch derart profan ist dieses Ideal nicht. Minne beinhaltet vielmehr die Fürsorge. Das Ideal ist die „huldvolle, gütige Frau“. Zu den „*Neun guten Frauen*“, mitunter vermischt mit den „*Neun Heldinnen*“ zählt u. a. die Heilige Elisabeth, deren Lebensgeschichte ein Schlüssel zum Verständnis der Minne in Deutschland ist. Dazu tritt ebenso die Fürsorge gegenüber dem Mitmenschen, sei es ein Armer, ein Kranker, wie auch die Mutterpflichten. Die Heilige Elisabeth, Tochter des Königs von Ungarn, Frau jenes Landgrafen von Thüringen, der den Gesangswettstreit auf der Wartburg ausrichten ließ, Spenderin der Armen (Elisenlebkuchen, Rosenwunder) und Gründerin des ersten deutschen Hospizes in Marburg, vereinte alle Minne-Tugenden in einer Person. Ausdruck ihrer Welt ist der noch in prächtig bebilderten Handschriften erhaltene Minnesang und nicht zuletzt das Spitalwesen, vor allem das der Beginen. Von Gottfried von Neuffen, dem Besitzer der Burg Blankenhorn, haben sich noch etliche Gedichte erhalten. Ein Beginenhause, d. h. ein Spital, befand sich in Brackenheim.

Welcher Zusammenhang besteht aber zwischen dieser kulturellen Entwicklung und der Kunst der Romanik im Zabergäu?

Das Zabergäu tritt nach der römischen Besiedlungsphase erst wieder im hohen Mittelalter in den Kreis hoher Kunst. Als Grafschaftsgau lange im Dunkeln einer schrift- und urkundenlosen Zeit, überrascht das 13. Jahrhundert mit einer Reihe von qualitativ hochwertigen Bauwerken. Der Burgen- und Kirchenbau nahm eine solch stürmische Entwicklung, daß ein dahinter stehender struktureller Wandel und ein wirtschaftlicher Aufschwung großen Ausmaßes vermutet werden kann. Weder Wehrhaftigkeit noch Frömmigkeitszeugnisse wären in einem schwach besiedelten und bedeutungslosen Landstrich denkbar. Mehrere Kirchen sind im 13. Jahrhundert urkundlich bezeugt. Dazu treten acht Burgen und mit Frauenzimmern gar ein Kloster.

Zu dem das Zabergäu bestimmenden Hochadel, der früh Eigengut besaß, gehörte wohl die Sippe der Berengar/Nibelung mit Besitzungen in Cimbren und Löchgau, vor allem aber die Familie der Zeisolf/Erkinger, die namensgleich mit den alten Gaugrafen war und denen weite Besitzungen im oberen Zabergäu als Eigengut gehörten. Dazu trat als Lehen von Kloster Lorsch der Michaelsberg mit Bönnigheim. Die namentliche Zuordnung dieser meist weitverzweigten Familien zu bestimmten Orten erfolgte erst dann, als Burgen die verschiedenen Herrschaftsbereiche markierten. Der sogenannte „Ortsadel“ ist meist jüngerer Datums. So finden sich im Zabergäu im 13. Jahrhundert an

Hochadel noch die Neuffen auf Blankenhorn, während die Familien Sternenfels, Stocksberg und Neipperg im Zabergäu gleich mit dem Namen ihrer Burgen in Erscheinung treten und „liber“ (frei) oder auch „nobilis“ genannt werden oder als „dominus“ (Neipperg) vielleicht Königsministeriale waren (auch nobiles ist der alte lateinische Rechtsbegriff für Amtsadel). Im Jahre 1182 gibt ein Erkinger von Magenheim im Streit um die Patronatsrechte über die Kirche in Frauenzimmern an, daß sein Familienrecht an der Kirche schon seit etlichen Generationen beruhe und bereits 1147 nennt sich ein Zeisolf „von Magenheim“. Es verwundert nicht, wenn sich die mächtigste Familie als Stammsitz eine Stätte wählte, die in doppelter Hinsicht für das Zabergäu bedeutungsvoll war: Der Michaelsberg ist seit alters her ein Kultort und er beherrscht als Aussichtspunkt weite Teile des Zabergäus. Dort befand sich schon im Jahre 793 eine Kirche nebst einer als „Runingenburc“ bezeichneten Wehranlage.⁶ Da die Stifterin der Anlage, eine Dame namens Hiltburg, des weiteren umfangreiche Güter dem Kloster Lorsch übereignet, darf davon ausgegangen werden, daß sie entweder Erbin oder zumindest Angehörige des Geschlechtes auf der Runingenburg war. Seit dieser Zeit blieb das Kloster Lorsch und später ab 1234 dessen Rechtsnachfolger das Hochstift Mainz Eigentümer dieses Berges samt Bönningheim. Die Magenheim nahmen nun von Lorsch als Vögte dessen Besitz im Zabergäu als Lehen.

Die Ausgrabungen von 1978 erbrachten den Grundriß einer kleinen karolingischen Kirche, die wohl schon im 8. Jahrhundert bestanden hatte. Diese Kirche war noch, wie die frühchristlichen Kirchen allgemein, gewestet, d. h. ihr Altar stand im Westen. Ansonsten befand sich die Kirche exakt an derselben Stelle. Leider wurden die Reste der Burg Obermagenheim, die sich weiter südlich befand, 1739 zum Bau des heutigen Hospizes verwendet, so daß sich wenig über die Bauart dieser wohl ältesten Höhenburg im Zabergäu sagen läßt. Doch sind bei den Überlegungen zu Obermagenheim mehrere Punkte zu berücksichtigen: Der älteste, urkundlich erwähnte Teil, jene Kirche, ist ein heiliger (vielleicht heidnischer, Wotan-geweihter) Ort. Dieser liegt aber am niedrigeren Bergrücken. Dies bedeutet, daß die hochmittelalterliche zweite Burg, deren Grundriß ins späte 13. Jahrhundert verweist, neben der Kirche errichtet wurde und diese nicht als Burgkapelle integrierte. Darauf deutet auch der Halsgraben zwischen Burg und Sakralbezirk. Möglicherweise erstreckte sich aber eine weitere Mauer um das gesamte Areal des Bergrückens.

Erhalten hat sich der schöne romanische Chor mit Kreuzbandgewölbe und flachen, gebänderten Gurtbögen, die auf Dreiviertelsäulen in den Ecken ruhen. Ein kleines oben halbrundbogiges Fenster mit tiefer Laibung zeigt gen Osten, ein schlichter Sarkophag und die gotische Ausmalung geben einen guten Eindruck von der ehemaligen Raumsituation. Leider ist der Boden erneuert und der alte romanische Tischaltar mit Reliquiennische findet sich im gotischen Vorraum der Kirche. Von der bisherigen Forschung wird auch der heutige Altarbereich, architektonisch das Altarziporium, der romanischen Epoche zugeordnet. Schon die fortgeschrittenere Baldachinkonstruktion mittels Spitzbögen zeigt aber gotisches Formengut. Die Verwendung des Spitzbogens statt einer flachen Holzdecke ist eines der augenfälligsten Merkmale gotischer Kunst, konnte doch mit dieser Stützenkonstruktion die Decke breiter, und der Raum

mittels freier Zwischenräume lichtdurchfluteter werden. Der Vermutung, daß die Kapitelle aus einem romanischen Bau (welchem?) eingesetzt wurden und auch die Säulen Spolienarchitektur aus römischer Zeit sind,⁷ widerspricht schon die gotisch vergratete Form der Kapitelle, die sich in den Säulenbasen wiederholt. Die Säulen lassen das antike mittige Anschwellen vermissen.

Zwar scheint das Tierkapitell rein romanisches Formen- und Gedankengut vorzuzeigen, dagegen zeigt das Seelenkapitell klare gotische Formen. Die Gesichter der von den Adlern getragenen Personen sind schon individualisiert, die spitzen Nasen entsprechen nicht mehr dem als romanisch geltenden Ideal des Konvex-Konkaven. Dabei sind die Parallelen zu der heute nebenstehenden Madonna mit dem Jesusknaben auffallend. Zwar soll diese Figur 1774 von den Kapuzinern in einem Haus in Meimsheim entdeckt und auf den Michaelsberg verbracht worden sein,⁸ doch ist sie zweifellos von demselben Lokalmeister, der auch die Kapitelle gestaltet hat. Die heruntergezogenen Mundwinkel, die Augenpartie und dieselben spitzen Näschen an dieser frühgotischen Figur sind so ungewöhnlich, daß kaum mit einer Nachahmung hundert Jahre später zu rechnen ist. Erinnern auch manche seiner Partien, insbesondere die Gesichtsauffassung, noch an das 12. Jahrhundert, so ist die Gewandbehandlung und das mutige Freiskulpureale bei Madonna mit dem Jesusknaben auf das Ende des 13. Jahrhunderts zu datieren. Auch die Kapitelle finden ihre Parallelen zu dieser Zeit in den Adler- und Frauenkopfkapitellen in der Kirche von Markgröningen (um 1280). Die Auferstehungs-Ikonografie des gesamten Altarbereiches auf dem Michaelsberg deutet neben den erhaltenen Sarkophagen auf eine ähnliche Stiftung der letzten Magenheim wie die des Grafen Hartmann von Grüningen in Markgröningen.

Als Michaelskirche wird der Name zur Zeit der Stiftung an Lorsch noch nicht erwähnt,⁹ die Weihe der Bergkirche an den heiligen Michael erfolgte vermutlich später (der Heilige Michael besiegt den Drachen, d. h. die Ungläubigen, auf einem Berg). Möglicherweise hängt die endgültige Namensgebung der Kirche neben der Runingenburg mit dem Mainzer Konzil von 813 zusammen, auf dem König Ludwig der Fromme das Fest des Erzengels Michael auf den 29. September festlegt. Die Michaels-Ikonographie wandelt sich aber im Laufe der Zeit vom Schutzherrn des Heiligen Römischen Reiches (9. Jahrhundert) und der Kreuzfahrer hin zum Seelengeleiter und Empfänger der Seligen im Paradies (Darstellungen ab dem 12. Jahrhundert). Auf die hochinteressante Ikonologie der St. Michaels-Kirche wird in einem gesonderten Aufsatz eingegangen.

In Frauenzimmern steht die romanische, einschiffige Kirche heute außerhalb des Ortes. Schon zur Zeit der Gründung des Frauenklosters scheint sich der Ort verlagert zu haben. Er zieht sich an einem recht ungünstigen Steilhang über der Zaber zwischen Kirche und Kloster hin. Die Kirche selbst enthält viele Merkmale des romanischen Stiles. Auch hier ein romanischer Turmchor mit Gewölbe, bei dem sich aber schon die Ausbildung von Stegen statt flacher Gurtbögen zeigt. Auffallend ist der Ansatz der Ecksäulen: sie reichen nicht bis auf den Boden. Entweder wurde der Boden nachträglich abgetragen und es wäre an eine ursprüngliche Krypta zu denken, oder aber, was weitaus wahrscheinlicher ist, der Platz an der Wand wurde von hölzernem Chorgestühl eingenommen, das inzwischen abgegangen ist. Solche Chorgestühle sind für

Landkirchen ungewöhnlich, in der Nähe von Lauf an der Pegnitz in Franken hat sich in Neunhof eine solche Raumsituation erhalten (das Gestühl wurde im 17. Jahrhundert erneuert). Wer hat dieses Gestühl in Frauenzimmern aber genutzt – Herrschaftsstühle und später Herrschafts-Emporen befanden sich stets vor dem Altar, der unter dem Triumphbogen zwischen Kirchenschiff und solchen Turmchören plaziert war.

Interessanterweise findet sich bei Klunzinger der Hinweis, daß vor dem Bau des Frauenklosters zuerst die Chorherren von Frauenzimmern einwilligen mußten,¹⁰ die möglicherweise mit dem ebenfalls erwähnten St.-Cyriacus-Stift identisch sind. Die Anlage des romanischen Chores in der Kirche von Frauenzimmern läßt an eine Nutzung durch Chorherren denken. Die Chorherren waren Kleriker, die im Chor ihren Chordienst verrichteten und im Gegensatz zu den Laien dort auch sitzen durften. Insofern ist es denkbar, daß die heutige Kirche mit der Chorherrenkirche identisch war und sich diese nicht an der Stelle des späteren Frauenklosters weiter östlich befand.¹¹ Daß es sich zudem in Frauenzimmern nicht um eine unbedeutende Landkirche sondern um eine Mutterkirche für das obere Zabergäu handelte, beweist neben dem Patrozinium¹² auch die reiche skulpturale Ausstattung, von der sich wenige Reste erhalten haben. An der Sakristei-Außenmauer findet sich ein prächtiger romanischer Löwe, am Kirchenschiff mehrere Bestien, dazu ein kleines äußerst qualitätsvolles Fenster an der Nordseite. Leider sind sie von ihrem ursprünglichen Standort entfernt worden. Den Löwen dürfen wir am ehemaligen Eingang vermuten.

Das mittelalterliche Bestiarium gibt Tiersymbolen immer eine gute und eine negative Bedeutung, da die Natur des Tieres ambivalent sei. Der Löwe kann sowohl das Symbol höchster Macht als auch das eines Höllentieres sein.¹³ Dafür scheint diese Skulptur in ihrer suggestiven plastischen Ausführung des Konvex-Konkaven zu sprechen. Solche Löwen finden sich als Türklopfer, Grabwächter oder Säulenbasen in romanischen Kirchen. Der Löwe in Frauenzimmern gehört noch der Zeit vor 1200 an, spätere Arbeiten sind grafisch-steghafter. Aus derselben Zeit ist auch der Turmchor und die übrigen an der Außenwand eingemauerten Skulpturen, über deren ursprünglichen Standort wir gerne mehr wüßten. Offensichtlich wurde zur Ausstattung der Kirche ein Meister der Skulptur herangezogen. Das tiefgekehlte, feinprofilierte Nordfenster mit dem Drachen und einem Tierkopf mit Maulgirlande ist in seiner Form nicht nur für unseren Raum ungewöhnlich, sondern auch im Detail bestechend in der Ausführung. Am ehesten ist es mit den ähnlich gekehlten und profilierten Fenstern im südlichen Kreuzgang von Maulbronn sowie der dortigen Vorhalle (1190–1220) in Verbindung zu setzen.

Eine Aussage zur ursprünglichen Ikonologie der christlichen Symbole, denn um solche handelt es sich auch bei Tierdarstellungen an Kirchen, kann ohne Kenntnis des einstigen räumlichen Zusammenhangs nicht gemacht werden. Hier sind zuerst die in der Literatur gemachten Angaben zu den Versetzungen der Skulpturen zu überprüfen. Die gotischen Schlußsteine, davon einer mit ornamentalem Gekräusel an der Hand Gottes (Ärmel/Himmel?) deuten auf den Einzug eines Kreuzrippengewölbes hin, das aber wiederum abgegangen ist.

Die größte romanische Kirche im Zabergäu ist die Johanniskirche außerhalb von Brackenheim. Auch hier verwundert, daß sich die Stadt nicht am günstige-

ren Zaberufer ausbreitete sondern entfernt liegt.¹⁴ Generell scheinen die romanischen Kirchen im Zabergäu der schon auf dem Michaelsberg erfolgten strikten Trennung von Sakralbezirk und Bebauung zu folgen, denn auch in Meimsheim mit der vielleicht ältesten Mutterkirche im Zabergäu ist der umfriedete Sakralbereich außerhalb der Ortschaft zu finden. Ein weiteres gemeinsames Merkmal dieser frühen Kirchen ist die erhöhte Lage und die Anlage als Turmhorkirche. Da es außer den Burgen keine sonstigen Steinbauten gab, dominierten die recht trutzigen Kirchtürme (die später durch Fachwerk erhöht werden konnten) und die Bergfriede der Burgen weithin das Land, das sicherlich bewaldeter war als heute. Für die exponierten Lagen dieser Kirchen spricht neben den unverrückbaren Gnaden- und Reliquienstätten oder aber alten Thing-Orten wie der tausendjährigen Linde in Meimsheim auch ein gewisser Schutzgedanke. Die Kirchen waren nicht nur religiöser, sondern auch kultureller einziger Versammlungsort der Gemeinde. Hier wurden kirchliche Feste gefeiert, Lehnverhältnisse öffentlich geschworen, Recht gesprochen. Erst die Rathäuser und die Burghallen mit ihren Gerichtslauben und den Schwurkapellen lösten den Kirchenraum ab dem 15. Jahrhundert als allgemeinen Versammlungsort ab. Es ist ein Kennzeichen des hohen Mittelalters, daß gerade diese Versammlungsorte besonders geschützt werden, wehrhaft gemacht werden. Ob Hoftage in dafür errichteten befestigten Königspfalzen, Thingplätze oder Jagdaufenthaltsorte: Offenbar waren gerade hier Überraschungsangriffe zu befürchten. Erst innerhalb der Mauer eines solchen Versammlungsortes begann die eigentliche Rechtszone, aus der sich bis heute die sogenannte Bannmeile erhalten hat.

Die Johanniskirche in Brackenheim ist eine durch eine sehr alte Mauer geschützte Solitäranlage. Die Stadtgründung erfolgte weiter westlich. Es handelte sich ursprünglich um eine dreischiffige Basilika mit flachem Holzdach. Die Obergadenfenster des höheren Mittelschiffes sind noch im Inneren unter dem Dach zu erkennen. Das Modul des Vierungsquadrates ist für alle Joche bestimmend. Auffallend ist der unregelmäßige Stützwechsel von Säule zu Pfeiler. Auch entbehrt die Johanniskirche trotz ihrer großzügigen Anlage einen dementsprechenden skulpturalen Schmuck. Mit Ausnahme eines Wider-Dämons in Form einer apothropäischen Figur, die sich zur Abschreckung über dem Westeingang befand, ist wenig vorhanden. Nach alten Vorstellungen schlich sich der Teufel von Westen heran, während die Gemeinde gen Osten betete. Hier muß angemerkt werden, daß im Mittelalter die Geschichte des Glaubens letztlich auch eine Geschichte des Aberglaubens ist, so daß die heutige Anbringung des Wider-Dämons im Kircheninnern mit Aufstellung gen Osten nach Jerusalem einen gläubigen Menschen damals mehr als verwundert hätte. Über der gotischen Pforte an der Hofseite der Burg Magenheim befindet sich eine ähnliche Figur, dort richtig an der Außenwand.

In der Johanniskirche zeigt ein ehemaliges Türbogenrelief in typisch romanischer Konvex-Flachrelieftchnik eine Szene mit drei Erwachsenen und einem Kind. Früher noch in den Bereich des Mythischen verwiesen,¹⁵ ist die Forschung zur christlichen Ikonografie objektbezogener. Der rechts außen stehende Erwachsene, wohl ein Priester, hält einen Becher über das Kind, das mit den Füßen tiefer als der Begießende steht. Hier wird der Taufakt vollzogen.

Darauf deutet sowohl der Kranz im Feld über der Szene, als auch die Widmung der Kirche an Johannes den Täufer. Die Symbolik des Kranzes ist in der frühchristlichen Kunst mit der der Krone identisch,¹⁶ im liturgischen Gebrauch steht sie im Zusammenhang mit Taufe und Konfirmation. Während auch die Erwachsene in demutsvoller Haltung die Taufe zu erwarten scheint, ist die Öffnung einer Grabkammer durch die vierte Person links, also die Auferstehung, im Zusammenhang mit der Taufe noch zu klären. Die Darstellung der Taufe mittels Begießung ist für das 13. Jahrhundert recht früh, das ganze Relief ist aber noch in die erste Hälfte zu datieren.

Die großzügige basilikale Anlage der Johanniskirche ist das einzige sakrale Bauwerk, das im romanischen Stil erhalten ist. Die Massivbauweise über Stützen, das stolze Vorzeigen von gemauertem Stein und die hölzerne Flachdecke sind in ihrer Gesamtwirkung noch gut nachzuvollziehen. Die Umbauten und Restaurierungen haben wenigstens die architektonische Substanz nicht beschädigt.

Von der romanischen Vorgängerkirche in Meimsheim ist leider mit Ausnahme des mächtigen Turmes und der Nordmauer nichts mehr zu erkennen. Die Kirche wurde später nach Süden und im Chorbereich erweitert und umgebaut. Von den anderen Patronatsherren im Zabergäu, etwa den Neuffen für Eibensbach und Güglingen, sind zwar die Kirchengründungen erhalten, mit Ausnahme der oftmals noch romanischen massiven Turmchor-Lösungen fällt aber ihre Bausubstanz und Ausstattung in spätere Kunstepochen.

Seitdem erkannt wurde, daß die hochmittelalterliche Burg neben ihrem eigentlichen Charakter als Wehranlage noch andere Funktionen zu erfüllen hatte, erfreut sie sich auch des Interesses der Kunsthistoriker, die wiederum Kunst nicht mehr losgelöst von der sie hervorbringenden Kultur begreifen. Neben dem Kirchenbau treten die sich im Zabergäu etablierenden Geschlechter vor allem mit dem Bau ihrer Herrschaftssitze hervor. Eine überraschend große Anzahl an Burganlagen findet sich nun: Neben den ältesten Burgen in Lauffen und wohl Obermagenheim entstehen Sternenfels, Neipperg, Stocksberg, Blankehorn und nicht zuletzt Untermagenheim. Letztere Anlage, als Stammsitz der ranghöchsten und mächtigsten Familie, gibt auch Hinweise über die Funktion und die Anlage der übrigen Burgen im Zabergäu.

Als Abschnittsburg auf einem Bergsporn über Cleebornn gelegen, gibt Untermagenheim Rätsel auf: Die Lage der Burg erscheint aus heutiger Sicht ungünstig, denn der Bergrücken verläuft bald höher als die Burg selbst. Doch vor der Einführung der Schußwaffen am Ende des 15. Jahrhunderts waren solche Abschnittsburgen durchaus verteidigungsfähig, wie zahlreiche Beispiele am Neckar und Rhein verdeutlichen. Warum hat die Familie aber eine weitere Burg in unmittelbarer Nähe von Obermagenheim errichtet? Diese Frage, die sich ähnlich in Neipperg als einer Doppelanlage stellt, beantwortet die rechtliche Situation. Obermagenheim war lediglich ein Lehen von Kloster Lorsch, die Familie Magenheim dort nur Lehensempfänger. Einzig die untere Anlage wurde früher „Magenheim“ genannt, Obermagenheim war „die obere Burg“.¹⁷ Dagegen gehörte Cleebornn zum Eigenbesitz. Diese Trennung scheint sowohl rechtlich durch die Gesetzgebung der staufischen Kaiser als auch soziologisch durch die Abgrenzung zum rangniederen Reichsministerialadel, der dank

königlicher Freigabe ebenfalls Burgen bauen durfte, so bedeutsam geworden zu sein, daß sie optisch dokumentiert werden mußte. Leider hat die Rechtsgeschichte zur Stauferzeit noch große Lücken, so daß wir über den Zusammenhang zwischen rechtlicher Notwendigkeit und den Versuchen der großen Familien, Territorialherrschaften durch Burgenbau zu untermauern, nur ungenau unterrichtet sind.¹⁸ Untermagenheim mag trotz des Einbezugs der Seitenfassade des Wohnhauses die verteidigungstechnisch schwächere Anlage gewesen sein, sie erfüllt dagegen andere, luxuriösere Funktionen. Wie Walter-Gerd Fleck scharfsinnig gesehen hat, war der heute rechteckige Buckelquaderbau noch etwas höher und beinhaltete im obersten Stock einen Saal, dessen Zugang aber wie bei einem Turm von außen hoch über der Talseite erfolgte.¹⁹ Die Funktion dieses Baues war damit die eines Palas und die eines festen Turmes zugleich.

Diese Idee des Turmwohnbaues war ursprünglich normannisch, im 13. Jahrhundert aber häufig am Neckar und seinen Nebenflüssen weit verbreitet. Auch die anderen Zabergäuburgen, vielleicht mit Ausnahme von Stocksberg, folgten diesem sparsameren Typus. In Blankenhorn ist der Palas wie in Untermagenheim zugleich Schildmauer und Turm, Sternenfels glich gemäß einer alten Ansicht²⁰ stark Untermagenheim – ohne Zusatzburg (oder sollte die Ochsenburg die hauptsächliche Wehranlage werden?). In Neipperg, einer Art Doppelburg, ist der Wohnturm trotz einiger Anbauten (die noch einer gründlichen bauhistorischen Untersuchung harren) der Kern der zweiten Anlage und wohl der Wohnsitz der Familie. Der andere Turm mit seiner für ein Zeltlager groß genug ausgeführten Umfassungsmauer war dagegen nur ein Fluchtturm bei Gefahr. Da bereits die Sagen von kaiserlichen Jagdaufenthalten im Zabergäu berichten, ist an einen geschützten königlichen Jagdort oder zeitweiligen herzoglichen Aufenthaltsort zu denken, an den sich das Eigen der Familie Neipperg unmittelbar anschloß.²¹ Solche nahen rechtlichen Nachbarschaften sind z. B. auch aus Ost-Franken bekannt.

Wie kommt es zu diesem Burgentypus, der Wehrtechnik mit dem Anspruch auf Wohnlichkeit kombiniert und seine architektonische Lösung im normannischen Wohnwehrturm findet? Eine Lösung, die eher in der unmittelbaren Kontaktzone zur normannischen Kultur, etwa in Süditalien oder Nordfrankreich zu erwarten wäre?

Die nahe Pfalz Wimpfen war einer der bevorzugten Aufenthaltsorte von König Heinrich VII. (1222 in Aachen gekrönt).²² Heinrich stützte sich bei seiner fürstenfeindlichen Politik, die ihm die Mißgunst seines Vaters, Kaiser Friedrich II., einbrachte, vor allem auf die Reichsministerialen. Dieser nahen Hofkultur ist sicher die qualitätsvolle Architektur der Zabergäuburgen dieser Periode zu verdanken. Nicht nur das feine Buckelsteinmauerwerk sondern auch die über die nackten Wehr- / Wohnbedürfnisse hinausgehende Bauweise deuten darauf hin. Zwar hatte der königliche Pfalzbau die Trennung von Turm und Palas schon längst vollzogen, doch konnte eine solche kostspielige Lösung von den nichtfürstlichen Geschlechtern kaum nachgeahmt werden. Doch gab es Zwischenlösungen: Untermagenheim hatte als größter Wohnbau mit hohem Saal nahezu königliche Palasdimensionen – der dazugehörige Wehrbau war ja Obermagenheim. Neipperg überrascht durch die hervorragend funktionale Architektur,

die ähnlich wie die Kastelle Kaiser Friedrichs in Sizilien und Unteritalien Saalbau und Wehranlage kombiniert. Eine in die Mauerstärke eingelassene Wendeltreppe, eine mächtige spätromanische Kaminfeuerstelle und zierliche Bogenfenster, die sich ungeschützt gen Süden zum Zabergäu und zum einstigen Handelsweg hin öffnen, sprechen nicht von finsterner Wehr- sondern von höfisch orientierter Wohnkultur.

Eine Ausnahme bildete möglicherweise Stocksberg. Da die Burg im Bauernkrieg beschädigt, und wohl modernisiert wieder aufgebaut wurde, ist der ursprüngliche Typus nicht mehr vorhanden. Eine Ansicht von Seyffer vor dem historisierenden Ausbau in der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt aber eine Anlage, die um ihren Kern, dem Turm mit Anbauten, einen weiteren Mauerkranz mit niedrigen Ecktürmen aufweist. Solche quadratischen Kastellanlagen sind vom Deutschen Orden, dem frühen Besitznachfolger von Stocksberg, im Mittelalter bevorzugt errichtet worden. Fraglich ist, ob der ursprüngliche Bau unter den von Stocksberg mit einem viel niedrigeren Turm ebenfalls eine Wohnturm-anlage war und erst nach Inbesitznahme durch den Deutschen Orden gemäß dessen Baustil kastellartig umkleidet wurde. Die Vorburg mit Tor und Mauerring stammt aus späterer Zeit.

Die an den Burgen erhaltenen Steinmetzzeichen zeugen von der Verknüpfung mit Bauhütten der Umgebung, aber auch vom Wunsch der Erbauer nach optischer Perfektion. Nicht nur die als Schildmauer dienende Angriffs- (und Schau-) Seite sondern auch die talgewandten Seiten sind in teurem Buckelquaderwerk geschlossen ausgeführt. Ihr Grundriß ist regelmäßig. Damit stehen die Burgen des Zabergäus in einer Reihe mit den an Perfektion orientierten königlichen Burgen. Der romanische Profanbau im Zabergäu ist eng mit der sogenannten Stauferzeit verbunden.

Anmerkungen

Dem vorliegenden Beitrag liegt das Manuskript eines Vortrages zugrunde, den der Verfasser beim Kunstwochenende 1995 in Brackenheim (Kunst im Flüchttor) gehalten hat.

1 Vgl. hierzu die Forschungen von Oswald Graf Trapp, *Tiroler Burgenbuch*, 3. Aufl. Bozen 1980, und J. Weingartner, *Die geographische Lage der Tiroler Burgen*, *Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins* 1937/38, S. 37 z.B. zum *Speculae / Kreidfeuer* entlang den Straßen.

2 Das „romanische“ Rundbogenfenster am Turm ist aus dem 19. Jahrhundert, das Mauerwerk des Turmes und der Wehranlage ist nachstaufrisch und typisch für den schnellen Aufbau im 14. Jahrhundert.

3 Vgl. hierzu generell die Kataloge zu den Ausstellungen „Karl der Große – Karolingische Kunst“, Aachen, sowie „Die Kunst der Salier“, Speyer 1992.

4 Katalog „Himmel, Hölle, Fegefeuer – das Jenseits im Mittelalter“, Wallraf-Richartz-Museum Köln, 1994.

5 Vgl. Aaron S. Gurjewitsch, „Mittelalterliche Volkskultur, Probleme zur Forschung“, Vorwort, Dresden 1986.

6 Heinrich Dannenbauer, „Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen“ (1956), in: „Herrschaft und Staat im Mittelalter“, Hrsg. H. Kämpf, Sonderausgabe Darmstadt 1984, S. 116.

7 Emil Bock, „Schwäbische Romanik“, Stuttgart 1973, S. 29, Anm. 10–13, 14–16.

8 Theo Kiefner, „Kirchengeschichte von Meimsheim und seinen einstigen Filialen vor der Reformation“, *Zeitschrift des Zabergäuvereins*, 1961, Nr. 2/3, S. 35.

9 Fr. Wißmann, „Kloster Lorsch und seine Beziehungen zum Zabergäu“, *Zeitschrift des Zabergäuvereins*, 1962, Nr. 4, S. 62.

- 10 Karl Klunzinger, „Geschichte des Zabergäus und des jetzigen Oberamts Brackenheim“, Stuttgart 1844, Nachdruck Magstadt 1984, 3. Abt., S. 156.
- 11 So noch Hans-Martin Maurer, Zeitschrift des Zabergäuvereins, 1967, S. 40.
- 12 Eine Martinskirche, was auf ihr Alter als Urpfarrei verweist.
- 13 Vgl. Gerd Heinz-Mohr, „Lexikon der Symbole, Bilder und Zeichen der christlichen Kunst“, 9. Auflage, 1988, S. 191.
- 14 Die Ansiedlung Botenheim spricht gegen die Vermutung, daß die Talsohle ein Sumpfgelände war.
- 15 Emil Bock, „Schwäbische Romanik“, Stuttgart, 1973, S. 54, Abb. Nr. 36.
- 16 Gerd Heinz-Mohr, „Lexikon der Symbole“, München, 9. Auflage, 1988, S. 164.
- 17 Hans-Martin Maurer, Zeitschrift des Zabergäuvereins, 1967, S. 40.
- 18 Vgl. generell Gerhard Streich, „Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters“, Teil II, in: Vorträge und Forschungen, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Sonderband 29, Teil II, Sigmaringen, 1984, S. 560, 561.
- 19 Gerd-Walter Fleck, „Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg“, Frankfurt, 1979, S. 128.
- 20 Ansicht Sternenfels aus dem Bestand Kieser (Forstlagerbuch) im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, abgebildet z.B. in der Zeitschrift des Zabergäuvereins, 1962, Nr. 4, S. 50.
- 21 Laut Hans-Martin Maurer, Zeitschrift des Zabergäuvereins, 1967, Nr. 3, S. 37, war der Grund und Boden Eigentum des Bistums Würzburg, was ein Allod der Neipperg innerhalb ihrer benachbarten Burgmauer aber nicht ausschließt, wie die Lage in Aufseß zeigt: Albrecht Graf von und zu Egloffstein, „Burgen und Schlösser in Oberfranken“, Frankfurt, 1972, S. 280–286.
- 22 Vgl. Karte der Aufenthaltsorte von König Heinrich VII., 1225–1235, in: Katalog „Zeit der Staufer“, Band IV, Stuttgart 1977.

Vereinsmitteilungen

1. Hauptversammlung am 13. Oktober 1996 in Frauenzimmern

Der Zabergäuverein hatte Mitglieder und Freunde zur Jahreshauptversammlung in den Ochsen nach Frauenzimmern eingeladen. Der 1. Vorsitzende Dr. Tilman von der Kall konnte dabei 45 Besucher begrüßen.

In seinem kurzen Rückblick streifte er u.a. nochmals die Jubiläumsveranstaltung „100 Jahre Zabergäubahn“, die von den Zabergäugemeinden und dem Verein am 27. August 1996 gemeinsam veranstaltet wurde. Sie fand überall erfreulich großen Anklang. Von der Kall bedankte sich herzlich bei den Spendern und den Anliegergemeinden, die zusammen 4.000 DM Veranstaltungskosten getragen haben.

Wie gewohnt übersichtlich stellte Kassenverwalter Otto Papp Ein- und Ausgaben einander gegenüber. 15.300 DM stammen aus Mitgliedsbeiträgen, weitere 2.300 DM aus Zuschüssen, Spenden und dem Verkauf von Heften. Den Einnahmen von 17.600 DM stehen in diesem Jahr nur Ausgaben von 14.700 DM gegenüber. Die Erstellung der Hefte mit 13.600 DM ist im abgelaufenen Vereinsjahr erfreulich gering ausgefallen, vor allem weil ein Doppelheft dabei war. Die Überdeckung wurde dem Vereinsvermögen zugeführt.

Der Kassenprüfer Volker Dühning bescheinigte dem Kassenverwalter vorbildliche und gewissenhafte Kassenführung mit Mitteln moderner EDV.

Schließlich trug Schriftführer und 2. Vorsitzender Horst Seizinger seinen Bericht vor. Derzeit hat der Verein 390 Mitglieder, 12 davon sind neu hinzugekommen. Allerdings sind im abgelaufenen Jahr eine Reihe von Mitgliedern verstorben, andere sind altershalber ausgeschieden oder aus dem Vereinsgebiet weggezogen, zusammengenommen 19 Personen.

Nach den Berichten der Amtsträger beantragte Richard Wenninger aus der Mitte der Versammlung heraus, nachdem er der Vorstandschaft gute Arbeit bescheinigt hatte, die Entlastung. Diese wurde einstimmig erteilt und ist Ansporn für den Vorstand, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Unter „Verschiedenes“ kündigte der 1. Vorsitzende an, daß man versuchsweise monatlich einen zwanglosen „Stammtisch“ einrichten wolle. Jeweils am 1. Mittwoch im Monat trifft man sich ab 19.30 Uhr im „Gasthaus zum Ochsen“ in Frauenzimmern, erstmals am 6. November 1996. Zum Einstieg zeigte Kurt Sartorius einige Dias über den Michaelsberg.

Nachdem die Regularien zügig abgewickelt waren startete Oberforstrat Reinhold Mayer mit seinem hervorragenden und engagiert dargebotenen Vortrag „Der Wald im Zabergäu mit Strom- und Heuchelberg im Wandel der Zeiten“, für den er am Ende reichlich Beifall bekam.

Aus Anlaß seiner Jahreshauptversammlung hatte der Zabergäuverein vormittags zu einer Ortsbesichtigung nach Eibensbach eingeladen. Rund 50 Zuhörer folgten den sachkundigen Führern Eberhard Layher, Bürgermeister Klaus Dieterich und Pfarrer Heinz Bosler. Bei der Renovierung oder besser beim Totalumbau der heutigen Marienkirche stieß man, so Heinz Bosler, auf Fundamente einer romanischen Kapelle. Wandmalereien, die abgenommen wurden und Reste von Maßwerken und Fensterbögen sind gotischer Herkunft. Aus späterer Zeit stammen die Apostelbilder, die heute wieder an der Giebelseite des Kirchenschiffs aufgehängt sind. Die bewegte Kirchengeschichte spiegelt sich auch in der mehrfachen Aufschüttung des Kirchenbodens wider, er lag ursprünglich 3 Meter unter dem heutigen Niveau.

Die Gründung Eibensbachs, so Eberhard Layher, dürfte in enger Verbindung zum Blankenhorn stehen und ist zwischen 1220 und 1240 zu datieren. Dem Kaiser sehr nahestehende Adelige haben die Burg erbaut. Chroniken weisen auf die große Armut der Bewohner hin, von schlechtem Gesundheitszustand und einer großen Zahl von Untauglichen bei Musterungen ist die Rede. Bis in unser Jahrhundert hinein waren die Eibensbacher weitgehend Selbstversorger, sie lebten von dem, was Acker und Wald hergaben. Daneben gab es einige Schuster und Weber, die Vorfahren der Familie Layher hatten eine Ziegelei. In den letzten Jahrzehnten allerdings hat der heutige Stadtteil von Güglingen einen gewaltigen Aufstieg erlebt, den er in erster Linie der aus einem einfachen Handwerksbetrieb hervorgegangenen Weltfirma Layher verdankt.

Kritisch setzte sich Eberhard Layher auch mit den Sünden der jüngsten Vergangenheit auseinander. War es notwendig, die Kelter abzubauen? Mußte man die Kirche so radikal umbauen? Ist es richtig, wenn „auswärtige Mitbürger“ den Abbruch des alten Rathauses betreiben? Beim letzten Punkt bekam Eberhard Layher spontan Unterstützung vom Bönnigheimer Heimatforscher Kurt Sartorius, der gerade das Rathaus als ein Stück von „der Seele eines Dorfes“ einstuft.

2. Halbjahresveranstaltung am 10. Mai 1997 in Güglingen

Zum Thema „7000 Jahre Besiedlung Steinäcker Güglingen“ mit Präsentation archäologischer Funde hatte der Zabergäuverein nach Güglingen eingeladen. Die fast 120 Besucher, die der 1. Vorsitzende des Vereins Dr. Tilman von der Kall begrüßen konnte, verdeutlichten, daß die Thematik breites Echo fand. Der Referent des Nachmittags, Ulrich Peter, Hobbyarchäologe und unermüdlicher Sammler sowie profunder Kenner von Bruchstücken, die der Ackerboden freigibt, freute sich besonders, daß selbst Dr. Jörg Biel vom Landesdenkmalamt Stuttgart und seine Mitarbeiterin, Dr. Andrea Neth, neben den ehrenamtlichen Beauftragten Alwin Schwarzkopf und Hans Riexinger durch ihr Kommen die Bedeutung der Präsentation der Funde unterstrichen haben.

Vor Ort, im Gewann Steinäcker, ca. 500 m südlich der Zaber, stand man unmittelbar auf römischem Siedlungsgrund. 1838 hat Topograph Paulus und ab 1841 der Güglinger Stadtpfarrer und Heimatforscher des Zabergäus, Karl Klunzinger, über diverse römische Funde berichtet. Leider ging die aussagekräftige Sammlung verloren. Umso bedeutender sind die in jüngster Zeit gemachten Lesefunde von Ulrich Peter. Die Luftbildarchäologie hat auf einer Fläche von ca. 50 ha insgesamt 9 Gebäude, alle wohl zu einer „villa rustica“ gehörend, festgestellt. Leider läßt sich der Erhaltungszustand der Ruinen nicht einschätzen. Die Größe jedoch und die Vielzahl der Lesefunde lassen auf eine bedeutende Ansiedlung schließen unweit des östlich von hier verlaufenden „Obergermanischen Limes“.

Viele der jetzt im Rathaus Güglingen ausgestellten Funde lassen eine Datierung zu. Reliefsigillata-Bruchstücke von ca. 95 – 115 n. Chr. stammen aus der südgallischen Töpferei Banassac, weitere aus Bergzabern um 260 n. Chr., es gibt auch „Schwäbische Ware“ von einer Waiblinger Manufaktur. Die Datierung der Tonscherben und verschiedene Münzfunde sprechen dafür, daß es in den Steinäckern auch noch nach den massiven Alamanneneinbrüchen ins Römische Reich, d. h. nach der Erstürmung des Limes 259/260, noch Römer gab. Keramikfunde belegen, daß sich erst um ca. 300 die Alamannen in den Steinäckern niederließen. Damit wurde das Ende der römischen Hochkultur eingeläutet, Steinbauten z. B. verschwanden.

Die Würdigung der ehrenamtlichen Leistung von Ulrich Peter nahm Bürgermeister Klaus Dieterich vor. Der Hobbyarchäologe ist zudem noch vorbildlicher und einsatzfreudiger Vereinsfunktionär.

Auch Landesarchäologe Dr. Jörg Biel aus Stuttgart stellte Peters Engagement und Kompetenz heraus. Doch seine Ansprache endete mit einer gewissen Ratlosigkeit und mit einem Appell an alle Verantwortlichen für das Gewann „Steinäcker“. Dort weist der Bebauungsplan ein Gewerbegebiet aus. Die Trasse für eine Ortsumgehung wird gleichfalls die Steinäcker tangieren. Was wird aus all den Bodendenkmälern? Kann man zuvor noch einiges ausgraben oder sind sie bei einer Bebauung endgültig für die Nachwelt verloren? Das Landesdenkmalamt kann Bedenken anmelden, dies ist in der Vergangenheit wiederholt geschehen. Geld für Ausgrabungen, so Dr. Jörg Biel, kann wohl keines in Aussicht gestellt werden. Gibt's Privatinitiativen? Ist genügend Zeit vorhanden?

Horst Seizinger

Am 13. Februar starb in Bönningheim kurz vor ihrem 93. Geburtstag Elisabeth Zipperlen. Wegen einer schweren Erkrankung war es in den letzten Jahren still um Elisabeth Zipperlen geworden, die durch eine vielseitige Vortragstätigkeit, zahlreiche Veröffentlichungen und auch anlässlich von Exkursionen ihre Zuhörer und Leser in beeindruckender Weise mit geschichtlichen Ereignissen, vor allem aus dem Zabergäu, vertraut gemacht hat. Der Zabergäuverein gedenkt mit großer Hochachtung der Verstorbenen.

Am 29. Juni 1997 feierte Horst Seizinger seinen sechzigsten Geburtstag. Hierzu gratuliert der Zabergäuverein sehr herzlich. Der Verein ist dem Jubilar zu großem Dank verpflichtet für seinen Einsatz als zweiter Vorsitzender und als Schriftführer seit 1980. Wir wünschen einen guten Einstieg ins neue Lebensjahrzehnt und setzen weiter auf seine Unterstützung.

Vorstand und Ausschuß

*Titelbild:
Langhaus, Turm und Sakristei
der Brackensteiner Johanniskirche
von Südwesten*

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: Güglingen
Schriftleitung:
Dr. Wolfram Angerbauer
Kreisarchivar beim
Landratsamt Heilbronn
Telefon:
dienstlich (07131) 994364
privat (07073) 6694
Jahresbeitrag: 40,- DM
Girokonto: 005781599 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
74336 Brackenheim